**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
**Band:** 5 (1925-1926)
**Heft:** 9

**Artikel:** Der Schweizer Romanwettbewerb des Verlags Orell Füssli
**Autor:** Sulzer, Elisabeth
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-155772

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Wechselwirkungen des Bewußtseins auf das Unbewußte und des Unbewußten auf das Bewußtsein, Beobachtungen, welche im Hinblick auf die Tatsache des Versinkens und Wiederemportauchens der Bewußtseinsinhalte zu folgenreichen Betrachtungen über das geheime Wachstum und Welktum unseres unbewußten Erfahrungsschatzes Anlaß geben, und endlich 7. die erwähnte, echt romantische Anschauung vom Unbewußten als dem verallgemeinernden Mittel des Lebens, welches die Sonderwesen nicht so sehr miteinander als auch mit der Landschaft, dem Klima, der Erde u. s. w. verknüpfe.

# Der Schweizer Romanwettbewerb des Verlags Orell Füßli.

Von **Elisabeth Sulzer**, Zürich.

Der Verlag Orell Füßli hat sich in letzter Zeit mehr und mehr zu einem **Brennpunkt schweizerischen Geisteslebens zu machen gesucht.** In seinem Almanach 1926 vermag er ein Leseprogramm fürs ganze Jahr aufzustellen, das ausschließlich von Schweizer Autoren bestritten wird. Gewiß ein schöner Fortschritt. Aber es kommt uns doch eine etwas scheue Empfindung an, wenn wir hier die Buchtitel zum Gebrauch eines P. T. Publikums sorgsam in Kolonnen verpackt aufgestellt sehen wie zerbrechliche Museumsstücke in Vitrinen oder empfindliche Vögel in geheizten Käfigen. Dieser künstliche Abschluß gemahnt fast etwas an die bekannten Homunculus-Verse:

„Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künstlich ist, verlangt geschloßnen Raum."

Wir halten uns aber überzeugt, daß unsere Art noch Kraft genug besitzt, damit ihre Kunst auch in dem Gesamt-Lebens- und Luftraum des gleichsprachigen Schrifttums machtvoll die Flügel spreiten könne. Prüfen wir dies an dem Ergebnis des bekannten Romanwettbewerbs, welcher uns nach dem Ansehen der Jury doch wohl das Beste geben sollte, dessen schweizerische Epik zur Zeit fähig ist. Die Jury bestand aus den Herren Dr. Ed. Korrodi, Dr. Fritz Ernst, Dr. Walther Meier, Dr. M. Rychner und R. W. Huber.

Der Almanach rühmt den drei preisgekrönten Werken Vorzüge nach, die „auf sehr verschiedenen Gebieten liegen und teils mehr im Stil, teils mehr im Inhalt offenkundig sein dürften." Hier stutzt man zum ersten Mal. Ist das so unbefangen hinzunehmen, daß es Kunstwerke geben soll, deren Vorzüge mehr im Inhalt liegen? Und solche, die sich im Stil auszeichnen? Ist es nicht das Wesen der Kunst, Inhalt und Form als ein Untrennbares zu verschmelzen? Die schicksalhaft vorgesehene Einheit eines bestimmten Inhalts mit einer bestimmten Form Wirklichkeit werden zu lassen? Schon das Entscheidungsprinzip dieses Wett-

bewerbs scheint sich uns in der Zersetzung der Einheit von Inhalt und Form ihres stärksten normativen Kriteriums zu begeben und Tür und Tor der nicht durch den Inhalt gesetzmäßig gebundenen Form zu öffnen, vor allem aber auch den nicht durch die Form in die Kunst hineingeborenen Inhalt um seines vielleicht sehr ephemeren, außerkünstlerischen Interesses willen zu genehmigen. Es ist nun freilich zuzugeben, daß es unsagbar entmutigend sein muß, in einem Wettbewerb, der auch dem Unfähigsten offen steht, so hohe Maßstäbe anzulegen, denen ja immer nur die Bedeutung einer Forderung zukommt. Aber wenn auch jedes Kunstwerk, selbst das vollkommenste, nur asymptotisch an das absolute Kunstgesetz der Einheit von Inhalt und Form heranreicht, so bleibt eben doch die Anwendungsmöglichkeit dieses Gesetzes das Kriterium künstlerischen Schaffens überhaupt. Mit der Aufgebung dieses Gesetzes stellt man sich außerhalb der Grenzen der Kunst.

Doch sehen wir uns nun die prämiierten Werke einzeln durch. Arnets „Emanuel" (erster Preis) behandelt die Geschichte eines Menschen, dem „ein Herz weit und ohne Grenzen" gegeben wurde, „auf daß er alles liebe und nichts verurteile" und „jene herrliche Nachdenklichkeit, die groß und versöhnlich ist, und die eher einem Weisen als einem Krieger gleicht". Er muß die Tragik der Unfähigkeit zur Entscheidung in ihrer ganzen Tiefe ausschöpfen. Das Denken tritt in schärfsten Gegensatz zum Handeln, wobei allerdings dieser Gegensatz nicht als ein dialektischer gestaltet wird, sondern die Herrschaft des Denkens zu einer Verurteilung des Handelns wird. „Einen Standpunkt haben, heißt nichts anderes, als zugunsten des Einen den Andern zu hassen." „Die größten Kämpfer waren immer die engherzigsten Menschen. Generale und Reformatoren erhielten ihre Kraft nicht von Gott, ... ihre Kraft stieg vielmehr aus einer gewaltigen Blindheit hervor, aus einer übertriebenen und einseitigen Stellungnahme, aus einer begeisterten Verbohrtheit in ihre Sache. Ich bringe eine solche Begeisterung mit dem besten Willen nicht mehr auf..." Aber die Liebe zu aller Kreatur, die Emanuel innewohnt, zwingt ihn, den Anschluß an die menschlichen Gemeinschaften zu suchen, deren Entstehungsprinzip ja gerade auf einer gewissen Absage des Handelns an das Denken beruht, in dem Sinne, daß das Denken ins Unbewußte versetzt wird und das Handeln als Setzung, die ohne weiteres eine Parteinahme einschließt, allein im Bewußten verharrt. Und es gibt ja auch gar keine andere Art des Lebens. Jeder Akt des Lebens bedeutet Entscheidung, Einseitigkeit. Und weil Emanuel dem Handeln das Lebensrecht aus dem Geist heraus nicht zusprechen kann, weil er auch im weiteren die Gemeinschaft nicht in ihren eigenen Gesetzen anerkennt, muß er zugrunde gehen. In den Revolutionswirren fällt er einer Kugel zum Opfer, wie er sich eben als Vermittler zwischen Arbeitern und Militär betätigt. Gedanklich geht also die Rechnung auf. Aber das Werk als Einheit von Inhalt und Form macht diese Lösung nicht mit. Es ist auffallend, wie Arnet in der Zeichnung der passiven und individuellen Elemente — die ja in seinem Roman Hand in Hand gehen — immer den poetischen

Ton, immer die überzeugende Form findet. Wo aber die Gestaltung der Massen und ihrer verschiedenen Lebensformen an ihn herantritt, in der Formung der aktiven, überindividuellen Elemente, da versagt er. Die Worte bleiben Worte, sie wachsen nicht mehr geheimnisvoll aus einer webenden Atmosphäre hervor, wie in der Kindheitsgeschichte Emanuels. Zugleich mit dessen Versagen in der Auseinandersetzung mit der Welt entgleitet auch dem Dichter mehr und mehr die künstlerische Herrschaft über den Stoff. Der Dichter ist zu sehr Emanuel; wie dieser im praktischen Leben, so findet jener künstlerisch den Zugang nicht zur Gestaltung in ihrer Ausschließlichkeit und besonders zur Gestaltung der Idee der Gemeinschaft. Fruchtbar wird ihm nur das Individuum in seiner kontemplativen Geistesart. Es erstaunt einigermaßen, daß der junge Dichter an dieser Klippe scheiterte. Denn gerade die letztgezeugten Triebe europäischen Denkens führen mehr und mehr auf ein lebendiges Begreifen und Betonen der Gemeinschaftsideen zurück. Der von Arnet gestaltete Konflikt ist nicht mehr der unserer Zeit — sollte es wenigstens nicht mehr sein. Es ist aber zu hoffen, daß der Dichter, der, wenn auch nicht durchgängig, eine starke Künstlerschaft bewiesen hat, den Anschluß an die entschieden vorwärts weisende typische Bewegung der jungen Generation finde.

Künstlerisch am vollendetsten ist unter den drei Werken entschieden Enderlins „Hans im Weg" (2. Preis). Wenn der Titel etwas programmatisch anmutet, so ist man in dieser Beziehung vom Werke selber angenehm enttäuscht. Fast nie überbetonte Symbolik, und doch quillt überall ein tiefer Sinn aus den Dingen. Das Werk ist ein Entwicklungsroman. Mit weisem Verzicht auf alles aufdringlich Zeitgenössische wird hier die Geschichte eines Bodenseebuben geschildert. Die Landschaft ist kein Zufall in diesem Roman. So breiten Raum ihre Darstellung einnimmt, nie wird sie Selbstzweck, immer fügt sie ein Wesentliches zum Ganzen bei. Es gehört ja überhaupt zum Erfreulichsten dieses Buches — und selten genug ist es in der modernen Literatur —, wie sachhaft, seinsfroh es geschrieben ist. In Kellerscher Fülle reiht sich Ding an Ding, absichtslos scheinbar und doch aus sich selber Sinn und Daseinsrecht hervortreibend und sich in lebendiger Struktur dem Gesamtmotiv einordnend. Enderlins Stil vermeidet bewußt Beschreibungen und Bilder als solche. Die Beschreibungen werden durch ihre feste Mitwirkung an der Handlung selber irgendwie Handlung, und jede Handlung wird wieder zum Bilde, zum Symbol eines Übermenschlichen. Ohne von ihrer Farbigkeit und singenden Bewegtheit etwas einzubüßen, werden die Dinge durchsichtig, ja, je mehr sie sich selber bedeuten, um so unabweisbarer müssen sie auch noch ein Anderes, Höheres bedeuten. Dieses feste Bezogensein auf eine metaphysische Welt drückt sich im Aufbau des Werkes aus. Es zerfällt in deutlich abgesetzte Einzelglieder, die so in sich geschlossen sind, daß sie manchmal fast als losgelöste Novellen existieren könnten. Und doch fällt keines aus dem Lebensbezirk des Ganzen. Der Stoff hat sich in der künstlerischen Gestaltung vollkommen durchkristallisiert. Wie beim Kristall hat der Stoff eine

Trennbarkeit in Untereinheiten erlangt, die jede für sich, und dadurch wiederum zum Ganzen gebunden, das Gesetz dieses Ganzen aufzeigen. Es bleibt eben doch immer wahr, daß, wo ein wirklicher Künstler aus unserm alemannischen Stamme unser inbrünstiges Heimatempfinden zu gestalten sucht, er selten auf steinigen Boden stößt. Hier liegt unsere eigentliche Stärke — allem Europäertum zum Trotz. Man kann Enderlins Buch nur einen Vorwurf machen: sein Werk wirkt stellenweise etwas überreif. Der Dichter hat es wohl zu lange unter seiner formenden Hand gehabt. Hie und da hat man den Eindruck, als hätte sich der Augenblick, da Stoff und Form sich zu gleichschwebender Einheit verschmelzen, um ein kleines überdauert, als wolle schon die Selbstherrlichkeit der Form sich übermächtig erheben. Aber auch darin verrät sich irgendwie die zögernde alemannische Art, die ebenso schwer vom Stoffe loskommt, wie sie sich ihm seelisch anvertraut.

Die zwei besprochenen Werke behandeln Stoffe, die zwar einen Leser wohl zu fesseln wissen, wenn sie in den Bereich der Kunst gehoben werden, ein außerkünstlerisches, sensationelles Interesse aber nicht erwecken können. So werden wir vom dritten preisgekrönten Buch eher die „im Inhalt offenkundigen Vorzüge", die der Almanach ankündigt, zu erwarten haben. Adolf Saager macht es sich in seiner „Versöhnung" (zweiter Preis) nicht so leicht wie seine Kollegen. Zwar wird auch bei ihm die Schweiz teilweise zum Schauplatz seiner Handlung, aber er erweitert das Weltbild, indem er einen Deutschen und einen Franzosen zu seinen Helden macht und bald in Deutschland, bald in Frankreich seine völkerversöhnende Feder spazieren führt. Friedrich Vischer, der deutsche Gelehrte und Louis Leconte, sein Pariser Freund kommen nach dem Krieg, an dem sie beide aktiv teilgenommen haben, auf dem Tessiner Landgut ihres deutschschweizerischen Freundes Siegfried zusammen. Beide verlieben sich in dessen Tochter, und der Haß, den sie als Nebenbuhler gegeneinander hegen, läßt auch den völkischen Haß wieder aufflackern. Der Deutsche verhindert eine Heirat der Schweizerin mit dem Franzosen, indem er den Vater — nach Saager sachlich nicht unberechtigterweise — vor Leconte warnt. Dann kehren beide in ihre Heimat zurück. In Paris lernt Leconte aus einem Kriegstagebuch eines deutschen Soldaten die Deutschen verstehen — d. h. er schreibt ein Essai darüber, von dem wir nichts erfahren, während der Deutsche sich in Deutschland an Schiebergeschäften beteiligt, um die schöne Marguerite heimführen zu können. Seine Hoffnungen werden zerstört durch die Nachricht, daß die Schweizerin sich mit einem Tessiner verlobt hat. Durch dieses Unglück wird er zur Selbsteinkehr gezwungen, er reist nach Paris und bittet dort Leconte um Verzeihung, die dieser ihm großmütig gewährt, und läßt sich zugleich von ihm zur Größe der französischen Nation bekehren. Auf dieser Basis kann dann selbstverständlich die Völkerversöhnung nicht ausbleiben.

Bevor wir zur Charakterisierung des Inhaltes übergehen, wollen wir einige Stichproben des Stiles vermitteln. Diese werden uns Recht geben, wenn wir „die Vorzüge" des Saager'schen Buches vor allem als

„im Inhalt offenkundig" gewürdigt haben wollten. Leconte vergleicht seine Geliebte so:

„Sie erschien ihm in der Erinnerung, wie stets, wenn er in der Ferne an sie gedacht hatte, als etwas Unberührtes, Unerreichbares, das ihn anmutete wie ein Alpenberg, der sich in seinem jungfräulichen Schneekleid aus grünen Matten erhebt, ein schlanker Gipfel, der den Blick auf sich zieht und nicht mehr losläßt, die Seele mit einer Ahnung lockender Rätsel erfüllt."

Und wie er sie in Paris von weitem sieht, widmet er ihr den aparten Nachruf: „Leb wohl, du ferner Gletscher!" Das Ingenium der französischen Volksgemeinschaft geht Vischer auf, als seine Reisegenossen allesamt ein junges Mädchen bewundern:

„Die muntere Stimmung der kleinen Gesellschaft, deren einander fremde Glieder sich über der Bewunderung der frühlingshaften Mädchenblüte verbrüdert zu haben schienen, erfreute auch ihn..."

Und noch eine Probe der Satzbaukunst Herrn Saagers:

„Vischer war betroffen von der Ähnlichkeit der in einen gutsitzenden hellen Anzug gekleideten Gestalt der des Majors Siegfried (!)."

Aber wenn sein Deutsch oft ein wenig befremdend ausfällt, so macht das der Verfasser durch reichliche Verwendung von Französisch und Italienisch wett. Nicht umsonst hat die schöne Marguerite einen deutschschweizerischen Vater, eine welschschweizerische Mutter und wohnt im Tessin, aus dem sie dann auch ihren Bräutigam beziehen wird. Dieses unsere sprachliche Dreiheit geistreich symbolisierende Familienverhältnis erlaubt denn auch Herrn Saager, sein Ideal von sprachlicher Weitherzigkeit frei auszuleben, sagt er doch von Vischer, der auf seiner Heimreise aus dem Tessin ist:

„Er hörte seine eigene Sprache wieder, aber ihr kläglicher oder gereizter Ton nahm ihr alle Vertrautheit, überlegen erinnerte er sich der Abwechslung zwischen den verschiedenen Landessprachen bei den Tessiner Freunden, die etwas Weites, Freies verriet..."

Doch nun zu den inhaltlichen preisgekrönten Kostbarkeiten, die uns für die Untergeordnetheit des Stilistischen schadlos halten werden. Es ist eine im Prinzip vollkommen richtige Beobachtung, auf der Saager sein ganzes Ideengebäude aufbaut: Er sieht den Gegensatz zwischen der fugenlosen moralischen Selbstbehauptung des Franzosen und der immer zerstörungsbereiten Selbstbezweiflung des Deutschen, — um mit Simmel zu sprechen: zwischen dem französischen Unterdualismus und dem deutschen Dualismus. Aus diesem Gegensatz ergibt sich die nationale Tüchtigkeit des Franzosen, seine Leichtigkeit, sich zur volksgültigen Masse zusammenzuschließen und andererseits die Zersetzung staatlicher Einheit aus dem lebensmäßig individualistisch gerichteten deutschen Volkscharakter heraus. Der Franzose hat ein „Wir", in deutschem Munde klingt es geschmacklos, ihm ist nur das „Ich" zu Recht gegeben. Aus dieser Beobachtung nun zieht Saager seine Schlüsse: Woher rührt die Selbstsicherheit des Franzosen, wenn nicht aus gutem Gewissen? Und die Zweifelsucht des Deutschen, wenn nicht aus schlechtem Gewissen? Und ein gutes Gewissen ersteht auf dem Grunde des Rechts, ein schlechtes auf dem des Unrechts. Also: Die Franzosen sind selbstsicher, weil sie

im Rechte sind; die Deutschen sind mit dem Fluche des Zweifels beladen, weil sie in Schuld geraten sind. „Fausts Abweg zu Macht und Reichtum, das ist 1914!" Und so ist der Wille des Volkes zur Wehrhaftigkeit bei den Franzosen legitimer Selbsterhaltungstrieb, bei den Deutschen dagegen Zerstörungswillen (S. 195). Die Schuldfrage läßt den Deutschen keine Ruhe, bis sie zur Erkenntnis und zum Bekenntnis ihrer Schuld durchgedrungen sind. Wie aber kann nun die Schuld von einem Volke genommen werden? Durch die Kreuzaufnahme, durch die Selbsterniedrigung vor dem, der da im Besitze des Rechtes ist, und durch die Annahme der bei dem letzteren vorgefundenen Ideale. Vischer geht nach Paris, leistet Abbitte und macht sich die französischen Ideale der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" zu eigen. Das ist in kurzen Worten der Gang des Saager'schen Gedankens. Doch zeichnen wir ihn an Hand seiner eigenen Äußerungen nach, wobei wir um Entschuldigung bitten, ein Kapitel subalternster Kriegspropaganda sieben Jahre nach dem Kriege wieder aufrühren zu müssen.

Der Franzose fragt Vischer, ob er auch im Krieg gewesen sei. Vischer bejaht, aber mit Unbehagen und ohne Unbedingtheit und fragt seinerseits Leconte:

„Wo waren Sie während des Krieges?" — „Im Schützengraben." — „Sie waren doch nicht diensttauglich, wenn ich mich recht erinnere." — „Ich habe es ausgehalten. Es mußte gehen. Jeder war notwendig." — „Ich stellte mir vor, wenn ich an Sie dachte, daß Sie als Intellektueller auf irgend einem Posten hinter der Front" — „Ich bin Franzose!" Das entstandene Schweigen schien die Gesinnung zu ehren, die aus der einfachen Antwort sprach. Wir Deutsche, dachte der Doktor etwas gereizt, haben doch auch unsere Pflicht getan! Er fand indes sofort den Ausdruck „Wir Deutsche" in seinem Munde abgeschmackt und gestand sich, daß er nicht fähig gewesen wäre, einfach „Ich bin ein Deutscher" zu sagen und so zu sagen, daß man sofort verstanden hätte..."

Denn dem Deutschen fehlt das Bewußtsein seines Rechts und dessen Ausdruck, eine klare Leitidee:

„Denn uns fehlt ein Gegenstand unserer Neigung. Uns fehlt eine leitende Idee, ein Zweck, der allen gemeinsam wäre, ein aus unserem Wesen geborener Sinn unserer Gemeinschaft, ein Zeichen, in dem wir siegen sollen."

Und wie sollte der Deutsche eine solche Leitidee besitzen? Fehlt ihm doch das nationale Gewissen.

„Vischer erinnerte sich des Satzes Lecontes vom Gewissen der Deutschen als Individuen. Wollte er damit sagen, als Nation seien sie ohne Gewissen? Ein Gefühl bejahte."

Eine Nation ohne Gewissen wird aber auch jedes Unrechts schuldig werden können.

„Wir haben den Krieg angezettelt, um die reale Verteilung der Erde mit den Machtverhältnissen in Einklang zu bringen." — „Es war nicht die Meinung vom Verteidigungskrieg gewesen, sondern etwas Tieferes, das die offizielle Darstellung, man müsse die Heimat beschützen, indem man bei den (!) Nachbarn einfiel, angenommen und gestützt hatte."

Die Franzosen dagegen hatten ihr festes Rechtsbewußtsein.

„Nur darum haben wir das Unsagbare ausgehalten, weil wir den Schwur vor Auge hatten: Wir wollen die Welt auf immer befreien vom Morde!"

Und ein menschlich noch rührenderer Grund:

„Was sagen Sie zu den Pariserinnen? ... Wenn wir solange durchhielten, stärkte uns der Gedanke, daß sie nicht wieder Schwarzbrot essen und Granaten füllen sollten."

Dem Deutschen aber blieb in diesem Krieg gegen das unschuldige Frankreich nur das Eine, wenn er seine Menschenwürde wahren wollte: Desertieren. Im Kriegstagebuch behält der Deserteur R. recht. Und in der Kommentierung des Weltkrieges durch Faust II. Teil, die Saager am Ende seines Buches geschmackvoll vornimmt, heißt es:

„Faust Schuld wäre, daß er kritiklos zur Sache des Kaisers stand, gegen sein besseres Wissen? Nein — o, wie wahr das ist — hier steht es zu lesen: „Der Kaiser jammert mich": — aus läppischer Gutmütigkeit!" —

Wer aber nicht desertiert ist, für den bleibt nichts übrig, als unter dem Joch durchzugehen, und sich nach völliger Aushöhlung des eigenen Ich mit dem belebenden Atem der französischen Kultur wieder aufpumpen zu lassen. Vischer reist nach Paris. Jenseits der Grenze empfindet er es angenehm, nicht mehr so verbitterte Gesichter um sich zu sehen, wie in Deutschland. Verbittert durch das Unglück, das ihre Vermessenheit über sie heraufbeschworen hat. Zwar ist auch jetzt seine Freude noch nicht ungetrübt, die Namen von im Krieg besetzten Plätzen pressen ihm das Herz vor tiefer Schuld zusammen. In der Bewunderung, die sodann alle männlichen Insassen des Abteils einem jungen Mädchen zuteil werden lassen, genießt Vischer zum ersten Mal die elementare Einheit des französischen Volkes.

In Paris erhält schließlich Vischer die Weihen des wahren Europäers. Mit Rührung hört er die Klänge der Marseillaise, ein kalter Schauer überrieselt ihn am Grab des unbekannten Soldaten, das Grab Napoleons erschüttert ihn so, daß Leconte ihn an die frische Luft führen muß. Aber im Tuileriengarten stoßen sie auf das Denkmal der Stadt Paris (es steht durchaus auf dem Niveau der wenig rühmlich bekannten französischen Kriegsdenkmäler):

„... eine Frauengestalt, elegante Formen unter dem einfachen Mantel, feingedrechselte Beine in groben Schuhen, unter einem Stahlhelm das hübsche Gesicht der Pariserin mit dem etwas kecken Näschen, anmutig, aber ernst und gefaßt, den Blick mutig nach Nordosten gerichtet. Ah, dachte Vischer, die Stadt Paris 1914—1918! Er labte sich an dem stolzen Trotz der Frauengestalt, und es begann wieder zu kochen in ihm: Von dorther rollte der Schlachtendonner herüber, von dort kamen die zerstörungsgierigen Luftfahrzeuge geflogen, von dorther die grausamen Rätselgeschosse: in Wohnhäuser schlugen sie ein, in eine Kirche, in das Wöchnerinnenspital. Er war von Abscheu überwältigt und sagte laut: „Um das Herz der Welt zu treffen!" Und zitternd vor Empörung brach er los: „Barbaren! Jawohl, Barbaren!" "

Nun ist der Deutsche auf dem Punkte, wo er sein soll. Er hat alles Eigene weggeworfen, steht ohne jeden Rückhalt an volkhaftem Besitz da. Aber ein neues Zeichen französischer Großherzigkeit: aus den Händen Frankreichs erhält er die Güter seiner eigenen Nation zurück. „Wir haben keinen Voltaire und Rousseau, keinen Hugo und Zola," klagt der Deutsche im Pantheon. Und von Frankreichs Gnaden werden ihm Jean Paul, Hölderlin und Heine — den die Franzosen aus guten Gründen

von jeher liebten — zugesprochen (S. 267). Und zuletzt darf Goethe mit seinem Faust Deutschlands Wiedergeburt durch Frankreichs Edelmut beglaubigen, und Beethoven stimmt mit seiner Neunten das feierliche Tedeum an.

Saagers Buch richtet sich selbst. Man könnte es mit Schweigen übergehen, wenn es nicht ausdrücklich als Schweizer Roman auf den Plan träte und in dieser Eigenschaft gar noch, zusammen mit Werken von literarischer und menschlicher Würde, prämiiert worden wäre. So aber ist es leider nötig, sich damit abzugeben und klaren Einspruch gegen solche Machwerke ein- für allemal einzulegen. Wir wissen nicht, was die Jury veranlaßte, dieses Werk mit einem Preis auszuzeichnen. Weder menschlich noch künstlerisch können wir eine solche Entscheidung begreifen. Abgesehen davon, daß es von wenig sittlichem Geschmack zeugt, als Neutraler pedantisch über Erlebnisse richten zu wollen, die andere Völker in tiefster Not über sich ergehen lassen mußten — es gilt dies für Deutsche und Franzosen — abgesehen von der geringen poetischen Kraft, die das Werk offenbart, hat sich der Verfasser gegen ein Grundgesetz der Kunst vergangen: gegen das der poetischen Gerechtigkeit. Ein wahrer Künstler wird vor seinem Stoffe nicht zur Partei, er ist und bleibt Richter. Und Richter sein heißt aus eigenem, in sich ruhendem Sein heraus das Fremde an sich herankommen lassen und es aufrichtig betrachten. Wer sich durch die dralle Selbstbejahung einer Partei von der Analyse abhalten läßt, um sich dann umsomehr an der Selbstbezweiflung der andern schadlos zu halten, verdient den Namen eines Richters nicht und verrät seine tiefe Unkenntnis um die innersten Quellen der Kunst.

# Politische Rundschau

## Schweizerische Umschau.

**Die schweizerische Neutralität im europäischen Kräftespiel: wirkliche Lage und Rechtslage; Neuerscheinungen zur Neutralitätsfrage.**

Verschiebungen in der politisch-wirtschaftlich-militärischen Kräftelage verlangen früher oder später eine veränderte Rechtslage. Oft staut sich durch lange Zeit hindurch ein Kräfteüberschuß an, um dann explosionsartig, durch Krieg oder Revolution, die dem wirklichen Kräfteverhältnis entsprechende Vertragsordnung zu schaffen. Oft gleicht sich, von Stufe zu Stufe, die Rechtslage allmählich dem in stetem Fluß befindlichen Kräftespiel an. Den letzteren Fall erleben wir seit anderthalb Jahren in Europa. Das Dawes-Abkommen vom vorigen Sommer, die Verträge von Locarno von diesem Herbst sind, sei es, daß sie selbst neue Vertragsgrundlagen oder wenigstens taugliche Ausgangspunkte für die Schaffung solcher abgeben, derartige rechtliche Angleichungen an die seit den Friedensschlüssen von 1919 veränderte europäische Kräftelage.

Jede Verschiebung im europäischen Kräfteverhältnis hat naturnotwendig ihre Rückwirkung auf unsere eigene Lage, auch wenn das in keinen rechtlichen Formen und vertraglichen Abmachungen zum Ausdruck kommt. In den 104 Jahren von 1815 bis 1919 beispielsweise war die zwischenstaatliche Lage unseres Landes charakterisiert als diejenige der völkerrechtlich anerkannten uneinge-